

Vor neun Jahren

Von einer Begegnung, in die sich die Dimension des Alters immer wieder neu einschreibt und den Geschichten, die uns nicht gehören. Von Helena Grebner

Als ich Phileas, der eigentlich anders heißt, zum ersten Mal kennenlernte, war er das Kind und ich die Erwachsene. Nicht im wörtlichen Sinne, vielmehr auf einer strukturellen Ebene ungleicher Informationsverteilung, ungleicher Machtpositionen. So ist es häufig in der Beratungssituation.

„Aber wer macht denn die Gesetze?“, fragt er. Und es ist schwierig, ihm etwas zu erklären, was sonst als unverrückbarer Tatsachenbestand hingenommen wird. Etwas, was einerseits der Logik der Demokratie entspricht, dass sie diejenigen inkludiert, die ein Recht auf Zugehörigkeit erlangen können und andererseits unweigerlich diejenigen ausschließt, die dieses Recht nicht haben und doch trotzdem da sind. Phileas ist da, obwohl er aus aufenthaltsrechtlicher Perspektive gar nicht da sein dürfte.

Er sitzt uns im *Café104*, einer Beratungsstelle für Menschen mit ungesichertem Aufenthaltsstatus, gegenüber, seine Hände im Schoß verknottet und während ich noch über seine Frage nachdenke, erklärt meine Kollegin unseren Handlungsspielraum, der durch eben jene Gesetze begrenzt ist.

Unsere Rollenmuster sind vorgezeichnet, unsere Positionierungen von einer klaren Struktur gerahmt. Diese ist von einer vertikalen Linie durchzogen. Sie durchdringt den privaten Raum der Beratung, den politischen Raum der Gesellschaft, die Zeitachse der jungen Jahre. Sie teilt ein in die Wartenden, in die Hoffenden, in die auf Hilfe und Unterstützung Angewiesenen auf der einen Seite und auf der anderen Seite die, deren Leben und Lebenslauf einer gesellschaftlich normierten Vorstellung entsprechen – die Unterstützenden. Wir sind da, um zu erklären wie die Gesetzeslage ist, ob überhaupt und wenn ja, was wir gegebenenfalls tun können. Ich fühle mich älter als Phileas, wie eine Lehrerin, eine unzulängliche noch dazu. Er hört aufmerksam zu und lächelt sein sanftes Lächeln. Nur seine Hände verraten ihn, verraten die Anspannung. Sie liegen ruhig in seinem Schoß. Erst bei genauerem Hinsehen erkenne ich, wie die eine Hand die andere fest zusammendrückt, nach Halt suchend.

Jahre später sitze ich mit ihm in einer italienischen Kleinstadt in der Sonne und wir trinken Kaffee. „Von Afghanistan in den Iran, Iran – Türkei, Türkei – Griechenland. Griechenland, Rumänien, Bulgarien,

Slowakei, Italien, Österreich. Dann Deutschland. Jetzt Italien.“, erzählt er mir. Eine Landkarte, die so keinen Sinn ergibt, die fragmentiert ist, Brüche aufweist. Wie so oft auch unsere Gespräche durchzogen sind von einer Zerbrechlichkeit. Vielleicht, weil sich die Zeitachse zwischen uns immer wieder verschiebt. Phileas ist älter geworden, viel älter, als ich ihn noch in Erinnerung habe, viel älter als ich. Es liegt eine bedrückende Ernsthaftigkeit in seinem Blick, auch wenn sein Lächeln nichts von seiner freundlichen Behutsamkeit eingebüßt hat. Ich frage nicht weiter.

Dabei könnte er mir so vieles erklären, von dem ich nichts verstehe, mir die Dinge erläutern, die für ihn so selbstverständlich sind, unverrückbare Tatsachen. Aber dieses Wissen gehört ihm ohnehin schon lange nicht

Dem Kind-Sein wird auch eine Ungeduld zugeschrieben

mehr. Es gehört den Behörden, den anonymen Sachbearbeiter*innen, den Anwalt*innen, den Richter*innen, die darin nach Gründen suchen, oder ‚Authentizität‘ oder Beweislast, was auch immer das sein soll.

„Ich kann nicht mehr.“, sagte er uns irgendwann in der Beratung. „Ich kann nicht mehr warten.“ Dem Kind-Sein wird auch eine Ungeduld zugeschrieben. Ein Kind tut sich schwer zu warten, aber es tut es meist auf unbeschwerte Weise, denn schon hat es vergessen, dass es gewartet hat. Und hier lauert eine Gefahr, wenn ich mich zu sehr von dieser Struktur einnehmen lasse. Denn natürlich greift es zu kurz, unser Rollenspiel auf das eines erwartungsvoll hoffenden Kindes, welches von Institutionen, Behörden und allen möglichen Erwachsenen abhängig ist, zu reduzieren. Viel zu häufig wird in solchen Situationen dem Erklären gegenüber dem Verstehen Vorrang gegeben. Wenn ich verstehen müsste, wirklich verstehen, welche Geschichte jemand mitbringt und welcher nüchterne Bescheid in umständlichem Behördendeutsch dem entgegengesetzt wird, dann ist es vielleicht besser, nicht zu verstehen. Weil ich sonst gar nichts mehr erklären könnte. Weil ich verstummen müsste. Es gibt sie ja, die Graubereiche, die widersinnigen Asylbescheide, die paradoxen Gerichtsurteile. Und so ist es manchmal einfacher, wenn ich mich an den unverrückbaren Tatsachen festhalte. Es ist

erträglicher, wenn ich die Erwachsene bleiben kann. „In Afghanistan ist Krieg. Du kannst nicht im Krieg leben.“, sagt er mir. Eine simple Feststellung. Ich bin wie ein Kind, welches noch nichts gesehen hat von der Welt. Weil ich es auch nie zur Gänze begreifen kann. Oder will. Weil es auch nicht zu verstehen ist, wenn man nie selbst Krieg oder Krieg ähnlichen Erfahrungen ausgesetzt war. Deutsche Behörden scheinen sich da besser auszukennen. Sie lehnten das Asylgesuch ab.

„Du warst mehrere Monate im Gefängnis?“, frage ich bestürzt.

„Ja, Helena, weißt du, in Griechenland, die Polizei ist nicht gut ... In Rumänien auch. Es war schlimm.“ Er schweigt. „Ich habe zur Polizei gesagt, ich suche doch nur einen schönen Platz, weißt du? Einen schönen Platz, wo ich ruhig leben kann.“ Ich bin wie ein Kind, welches in Watte gepackt aufwachsen durfte und diesen schönen Platz noch nie suchen musste, sondern ihn immer für selbstverständlich gehalten hat. Unverrückbare Tatsachen.

Die italienische Stadt ist auch nicht unbedingt der schöne Platz, den Phileas gesucht hat. Wir sitzen im Freien an einem Tisch, dessen Platte immer wieder zu schwanken beginnt, stützt sich einer von uns darauf ab. Der Boden ist uneben. Kopfsteinpflaster. „Neun Jahre“, sagt er. Und er wiederholt es, muss es wiederholen, „neun Jahre!“.

Neun Jahre im Transit. Ein von Brüchen durchzogener Weg von Afghanistan nach Deutschland, ein Lebenslauf voller Einschnitte. Angekommen in den vollgestopften Wartehallen Europas. Nicht weil diese per se zu voll wären, sondern weil sie bewusst eng konzipiert sind. Gestrandet in Italien, immer noch im Transit. Touristenmassen schieben sich durch die enge Gasse an unserem Tisch vorbei. „Ich bin weniger geworden.“, sagt er auch und er bezieht es auf sein Gewicht, aber ich bin mir nicht sicher, ob er nicht auch all die Jahre meint, die ihm verweigert worden sind, die ihn älter machen, die ihm die Unbeschwertheit, die Ausgelassenheit, wie wir sie von Kindern kennen und wie wir sie als Erwachsene immer wieder suchen, weggenommen haben. Aber es ist nicht nur die kindliche Sorglosigkeit, das wäre zu einfach, romantisierend gedacht. Im jung sein steckt auch die jugendliche Unbedarftheit, der Schmerz, die Orientierungslosigkeit. „Ich möchte so gerne eine Frau kennenlernen.“, sagt er. Sich verlieben, denke ich. „Ich möchte so gerne Kinder haben.“, sagt er. Sich binden, denke ich. Im jung sein steckt auch die Suche. Doch

um diese freizulegen, bedarf es einer Freiheit, die Phileas nicht zugänglich ist. Er besteht darauf, meinen Cappuccino zu bezahlen. Ich winke ab. Ich bin die Erwachsene. Ich zahle. Es ist schmerzlich und erleichternd zugleich. Für uns beide vielleicht. Neun Jahre, denke ich. Vor neun Jahren war ich 21.

Phileas ist kein Kind mehr. Sein kindliches Ich liegt weit zurück in einem kleinen Dorf in Afghanistan, in das auch irgendwann die Taliban vordrang und ihn mitnehmen wollte in den Dschihad. „Aber ich mache doch schon Dschihad!“, habe er ihnen erwidert. Er helfe seinen Eltern, unterstütze seinen Vater bei der Arbeit. Sei das etwa kein Dschihad? Auch damals war er schon kein Kind mehr, aber jung genug, um sich auf den Weg zu machen.

Ein paar Jahre zuvor begleite ich ihn auf eine Veranstaltung in München. Wobei das eigentlich nicht stimmt. Phileas begleitet mich auf eine Veranstaltung, die ich für ihn ausgesucht habe. Da ist es wieder, die Struktur und das ihr inhärente Rollenmuster. Es ist ein sogenanntes ‚Get-Together‘ mit Münchner*innen und Zugezogenen. Es ist der zaghafte Versuch, ein bisschen rauszukommen, in Kontakt mit anderen zu treten, Spaß zu haben, jung sein zu dürfen. Ich weiß, dass wir ein Risiko eingehen. Wir dürfen nicht kontrolliert werden. Wie Jugendliche auf dem Weg zu einer Party, von der die Eltern nichts erfahren dürfen. Der Vergleich ist natürlich zynisch. Denn erwischt werden, kann nur einer von uns.

Ich habe dich selten so scherzhaft erlebt, ein Lächeln auf deinen Lippen und du hast sogar eine Frau angesprochen. Nein, das stimmt nicht ganz. Du hast mich gebeten, sie für dich anzusprechen. Und dann hast du erzählt, vollkommen freimütig, du kämst aus Indien und dass du dort ein bekannter Musiker seist. Du bist plötzlich derjenige, der von sich aus erzählt, der erklärt und der bestimmt, welche Informationen wichtig sind, was man wissen muss, um dich zu verstehen, um dich kennenzulernen. Da ist ein beschwingter Schalk in deinen Gesten, etwas Unbekümmertes. Du lachst. Vielleicht über deine eigenen Gedanken und Ideen. Auch ich muss lachen. Ich weiß nicht, ob die Frau es dir abgekauft hat, aber das ist vielleicht auch nicht wichtig. Ich glaube, es ist das einzige Mal gewesen, wo ich dich weder als Kind, noch wesentlich älter wahrgenommen habe. Ich erkenne in aller Unterschiedlichkeit das uns Verbindende, das, was mir dich vielleicht von Anfang

an so sympathisch gemacht hat. Der Humor, die Art zu lachen, aber auch die Zurückhaltung, das Vorsichtige teilen wir. Als ich sage, dass ich aufbrechen würde, möchtest du nicht alleine bleiben. Wir laufen durch die Straßen, es ist immer noch warm und die Cafés sind voll.

Während ich diesen Text schreibe, fällt mir zunächst nicht auf, dass ich von der dritten Person, er, ins du wechsele, so als würde ich Phileas direkt adressieren. Ich möchte es zunächst korrigieren, aber irgendetwas sperrt sich, die Sätze anders zu schreiben. Das du mogelt sich immer wieder rein. Es ist vielleicht ein Bedürfnis, ihn, Phileas, auch anzusprechen, dich einzubeziehen. Ein schwacher Versuch, das Schreiben über dich in ein fiktives mit dir abzuwandeln. Erinnerst du dich an den warmen Abend in München?

Er läuft schweigend neben mir.
Seine eben noch dagewesene
Ausgelassenheit verschwindet.

Die Anspannung kehrt zurück. Um ihn herum spannt sich ein Netz aus für mich unsichtbaren Grenzen. Es ist ein Privileg, jung sein zu können.

Damals als ich Phileas Akte raussuchte und das Geburtsjahr sah, schaute ich verblüfft auf. Er hatte meinen Blick verfolgt und lächelte müde. Damals, da war er das Kind und ich die Erwachsene. Nicht im wörtlichen Sinne, vielmehr auf einer strukturellen Ebene ungleicher Informationsverteilung, ungleicher Machtpositionen. „Ich sehe alt aus.“, sagte er nur. Ich schüttelte den Kopf, lachte. Damals dachte ich, du bist so jung, dir steht noch so viel bevor. Was steckt hinter diesem Gedanken? Was steckt hinter dem beinah mütterlichen Tonfall ‚dir steht noch so viel bevor‘? Ist es eine unbewusste Strategie, das Gegenüber zu infantilisieren, es dadurch klein zu halten, dadurch die Deutungshoheit in der Beratungssituation aufrecht zu erhalten? Die automatisierte Bevormundung in einer Beratungssituation trägt so dazu bei, ein bereits vorhandenes Ungleichgewicht zu stabilisieren. Ich bin es, die erklärt. Ist es vielleicht auch eine emotionale Strategie, dadurch das Gegenüber auf Distanz zu halten? Sich selbst zu distanzieren? Denn eigentlich bin ja ich das Kind, welches in Watte gepackt aufwachsen durfte, welches keine Ahnung hat. Du bist es, der erklärt. Aber das Verstehen, das wirkliche Verstehen jenseits der rechtlichen Raster macht sprachlos. Und ich müsste verstummen, weil ich sonst gar nichts mehr erklären könnte. Das darf keine Entschuldigung sein.

Es ist ein Privileg, jung sein zu können

Und auch das Schreiben dieses Textes suggeriert nur eine fiktive Augenhöhe, die lediglich mir Trost spendet. Du bist so jung, dachte ich also damals. Dahinter steckt eine strukturell etablierte und eingeübte hegemoniale Überheblichkeit, ein emotionaler Selbstschutz, ein strategisches Bewusstsein. Dir steht noch so viel bevor, dachte ich auch und verschleierte den Reflex, Handlungsmacht zuzuschreiben hinter einem fürsorglichen Tonfall.

Helena Grebner
*promoviert in
 Ethnologie zur
 Lebensrealität
 illegalisierter
 Menschen.*

Damals wusste ich noch nicht, dass Phileas immer älter sein wird als ich und dass er gleichzeitig aus Behördenperspektive das Kind bleibt, welches nicht selbst über sich entscheiden darf. Dass die jungen Jahre ihm nicht gegönnt werden. Dass die Geschichten, die seine letzten neun Lebensjahre begleiten, ihm immer wieder entrissen werden. Dass das Erzählen dieser geübt werden muss, sodass sie in die Blaupause des Asylrechts passen. Dass er genau darauf immer wieder reduziert wird. Dass er gleichzeitig keine Deutungshoheit über seine Erlebnisse haben darf. Dass immer andere darüber bestimmen, ihm vorgeben, was ihn auszumachen hat. Dass auch wir uns nicht auf Augenhöhe begegnen. Dass er kein indischer Musiker sein kann.

Vor neun Jahren warst du 21.<